

## **Der Gesandte – Mein Leben für Palästina**

Leo G. Linder, für Abdallah Frangi

Heyne, 2011

**Kapitel 10** (Auszug aus dem Manuskript)

## 10. „In Palästina sehen wir uns wieder“

Im Juni 1967 brach der dritte Nahostkrieg innerhalb von 19 Jahren aus. In der westlichen Welt hat sich für ihn die Bezeichnung Sechs-Tage-Krieg eingebürgert, in der arabischen Welt spricht man vom Juni-Krieg. Vorausgegangen waren kleinere Gefechte nach der Logik von Schlag und Gegenschlag. Seit 1966 hatten sich Partisanenangriffe und syrischer Artilleriebeschuss mit israelischen Militäraktionen abgewechselt, bei denen – ganz im Sinne der israelischen Abschreckungsstrategie – Panzer und Bombenflugzeuge Zerstörungen anrichteten, die alles übertrafen, was die Gegenseite mit ihren Mitteln erreichte.

Anfang 1967 identifizierte Israel die Regierung in Damaskus als den eigentlichen Unruhestifter und drohte Syrien Vergeltung an. Nasser reagierte mit einem Ablenkungsmanöver und ließ Divisionen im Sinai aufmarschieren, während Jordanien seine Armee dem ägyptischen Oberkommando unterstellte. Daraufhin machte Israel mobil, griff am 5. Juni an und schaltete gleich am ersten Tag die syrischen und ägyptischen Luftstreitkräfte aus. Drei Tage später besetzte Israel das gesamte Westjordanland einschließlich Ostjerusalems, weitere zwei Tage später eroberte Israel die syrischen Golanhöhen. Am 10. Juni trat der vom UN-Sicherheitsrat geforderte Waffenstillstand in Kraft. Menachem Begin, ehemaliger Chef der Irgun und zu diesem Zeitpunkt Oppositionsführer in der Knesset, kommentierte den Ausgang des Kriegs mit den Worten: „Jetzt geht unser Traum von Großisrael in Erfüllung.“

Zufällig hielt sich Abu Dschihad bei Kriegsausbruch in Frankfurt auf. Am Vormittag des 5. Juni trafen wir uns mit ihm zu einer Sitzung der Vorstände des Studenten- und des Arbeitervereins. Die arabischen Sender hüllten sich noch in Schweigen, aber die deutschen Nachrichten meldeten bereits um die Mittagszeit einen vollständigen Sieg Israels. Nach nur fünf Stunden war alles entschieden. Wir waren fassungslos. Es gab kaum einen, der nicht geweint hätte. Andere wollten die Katastrophe nicht wahrhaben. Im Nachhinein war zu erfahren, dass der israelische Geheimdienst seine Fühler bis tief nach Ägypten hinein ausgestreckt hatte. Israel hatte seine Überlegenheit auf allen Gebieten im geeigneten Moment zur Geltung gebracht und selbst flüchtende ägyptische Soldaten mit Napalm bombardiert. Aber natürlich hatte die arabische Seite vorher dazu beigetragen, die Stimmung anzuheizen – durch aggressive Töne, wie sie Nasser angeschlagen hatte, durch die Entsendung der ägyptischen Armee in den Sinai, durch die Schließung des Hafens von Akaba für israelische Schiffe. Einen Krieg allerdings hatte Nasser nicht einkalkuliert. Er wollte Druck auf Israel ausüben, er wollte Israel zwingen, seine Maßnahmen gegen Syrien zurückzunehmen. Nasser hatte hoch gepokert und verloren, und Israel hatte die Spannungen geschickt ausgenutzt.

Wir standen unter Schock. Was nun? Nachdem wir uns einigermaßen gefangen hatten, kam es zu einer hitzigen Debatte, in deren Verlauf sich zwei gegensätzliche Standpunkte abzeichneten; den einen vertrat Nabil, den anderen ich. Ich plädierte dafür, unsere Zelte in Deutschland abzurechen, das Gewehr zu nehmen und zu kämpfen – es sei an der Zeit, unseren Worten Taten folgen zu lassen, unsere Glaubwürdigkeit stehe auf dem Spiel. Nabil war anderer Auffassung. Kämpfen sei gut und richtig, meinte er, aber es würden sich genug Leute finden, die mehr als wir davon verständen. Als Intellektuelle würden uns andere Aufgaben erwarten, wir seien unersetzlich. Er verglich uns mit kostbaren Perlen, die man nicht den Säuen vorwerfen dürfe.

Abu Dschihad schlug eine Abstimmung vor, und die Mehrheit der Anwesenden schloss sich meiner Auffassung an, stimmte also dafür, so bald wie möglich zu einem – vorerst nicht genauer bestimmbar – Kampfeinsatz aufzubrechen. Wir baten die Arbeiter- und Studentenvertreter, Spenden einzusammeln; das Unternehmen musste ja irgendwie finanziert werden. Gleich darauf reiste Abu Dschihad ab. Da der Nahe Osten von keiner Fluggesellschaft mehr angefliegen wurde, entschloss er sich, mit dem Zug über Istanbul nach Damaskus zu fahren, und versprach, sich schon in den nächsten Tagen zu melden.

Nabil hatte ja nicht unrecht. Andererseits – alles, was wir den Israelis entgegenzusetzen hatten, war der Wille, niemals aufzugeben. Uns nicht einmal durch einen solchen Sieg beeindrucken zu lassen. Zu einer Demonstration der Stärke würde es nicht reichen, aber zu einer Demonstration der Unbeugsamkeit. In dieser Art redete ich zwei Tage später zu den Teilnehmern einer allgemeinen Versammlung des Studentenvereins, und mehr als 100 Freiwillige meldeten sich.

Die Begeisterung hielt nicht lange vor. Nach vier Tagen war die Sache immer noch in der Schwebe, weil Abu Dschihad nichts von sich hören ließ, und ein Mitstreiter nach dem anderen sprang ab. Der erste wurde plötzlich krank, der nächste hatte seinen Pass verloren, der dritte bat um Verständnis dafür, dass ... Noch ein paar Tage, und ich würde die Reise allein antreten müssen. Ich begriff, dass keine Zeit zu verlieren war, und rief ich einen Freund in Algier an. „Besteht die Möglichkeit, in Algerien eine militärische Ausbildung zu machen?“ „Ja“, sagte er, und ich hörte mich um, wer von den Freiwilligen der ersten Stunde noch zu seinem Wort stand. Es waren 20, darunter auch Nabil. Gegen seine tiefste Überzeugung schloss er sich uns an, weil er sich dem Mehrheitsbeschluss gebeugt und sein Wort gegeben hatte. Am 10. Juni saßen wir im Zug nach Marseille. Dort angekommen, bestiegen wir ein Schiff nach Algier.

Unsere Abreise ging nicht unbemerkt vonstatten. Wenn ich mich recht entsinne, berichteten sowohl die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* als auch die *Frankfurter Rundschau*, dass eine Gruppe palästinensischer Studenten zu einem Kampfeinsatz gegen Israel aufgebrochen sei. Von einem Geheimunternehmen konnte also keine Rede mehr sein, als

wir im Hafen von Algier von unseren Leuten in Empfang genommen und mit Autos nach Bleda gebracht wurden, einem Ausbildungscamp für algerische Offiziere.

Es wird Leser geben, die sich den Verfasser dieses Buchs nur schwer mit einem Gewehr in der Hand auf einem Truppenübungsplatz vorstellen können. Aber der Anblick von Waffen hat mich schon als Kind begeistert. Vor allem die Schnellfeuergewehre hatten es mir angetan, die Standardwaffe der Fedayin, ein ägyptisches Fabrikat, das sich *Port Said* nannte und der israelischen *Uzi* ähnlich war. Ich muss 13 gewesen sein, als ich einen Fedayin bat, mich einmal damit schießen zu lassen. Er warnte mich. „Nur einen Schuss“, bettelte ich. Nach diesem einen Schuss war das Magazin leer. Später habe ich, so oft sich die Möglichkeit bot, mit Pistolen geschossen, brachte jetzt also zumindest eine gewisse Erfahrung im Umgang mit Waffen mit.

Das Camp lag in einer weiten, bewaldeten Ebene, die von Bergen eingeschlossen war, und die Verhältnisse dort waren katastrophal. Nichts war vorbereitet, niemand erwartete uns, und bis auf ein Häufchen Palästinenser aus Spanien, Italien und Lateinamerika sowie eine Handvoll Ausbilder war das Lager verlassen, wie ausgestorben. Das Schlimmste aber war der Schmutz. Gleich als erstes haben wir die Toiletten eigenhändig gesäubert, Ghazi Husseini und ich, mit einem Tuch vor Nase und Mund gegen den Gestank und einem Wasserschlauch. Die Algerier waren von unserer Aktion zunächst irritiert, dann beeindruckt, und als unsere Gruppe in der Frühe auch noch pünktlich zur Ausbildung erschien, als sie merkten, dass wir die politischen Diskussionen nach Feierabend ernst nahmen und sogar sachlich dabei blieben, hießen wir bei ihnen nur noch „die Deutschen“. Die Ausbilder waren im Übrigen freundlich und hilfsbereit, aber die Ausbildung selbst entsprach in keiner Weise den Anforderungen eines Partisanenkriegs; im Grunde absolvierten wir im Schnellverfahren eine Grundausbildung für reguläre Soldaten – schießen, marschieren, durchs Gelände robben.

Einer unserer Ausbilder, ein algerischer Offizier, beobachtete mich schon eine ganze Weile. Eines Abends sprach er mich an: Ihm sei aufgefallen, dass bei mir alles schnell gehen müsse. Ich sei zu ungeduldig. Ich müsse verstehen, dass wir einen sehr langen Atem brauchen würden. „Wir Algerier haben 160 Jahre unter französischer Herrschaft gelebt“, sagte er, „und als unser Befreiungskampf endlich begann, hat er viel Zeit und Blut gekostet. Wenn du erst einmal erlebt hast, wie um dich her deine Kameraden sterben, wirst du ruhiger werden.“ Er sprach freundlich besorgt zu mir, wie mit einem jüngeren Bruder, aber ich wollte davon nichts hören. Er dämpfte meinen Eifer. Ich wollte mir meinen Elan bewahren – meine Überzeugungskraft hing davon ab. Ich schlug seine Worte damals in den Wind. Später, als die Kämpfe in Jordanien ausbrachen, als in Beirut während des Libanonkriegs die israelischen Bomber über mich hinwegflogen, habe ich oft an diesen Mann gedacht.

Dann tauchte Nabils Vater im Camp auf, nahm mich beiseite und beschwor mich, seinen Sohn zur Vernunft zu bringen. „Nabil steht kurz vor seinem Staatsexamen“, sagte er. „Bitte überrede du ihn, nach Deutschland zurückzugehen. Wir haben nur zwei Söhne.“ Ich war ausgesprochen erleichtert. Ich hatte sowieso schon nach einem Weg gesucht, diesen grundanständigen, aber zum Partisanen völlig ungeeigneten Nabil aus der Sache herauszuhalten. Jetzt konnte ich mich auf den Wunsch seiner Familie berufen, als ich ihn von seinem Wort entband, und er ergriff die Chance, auszusteigen, ohne sein Gesicht zu verlieren.

Aber auch ich wollte keinen Tag länger bleiben. Mir erschien die Ausbildung in Bleda sinnlos und reine Zeitverschwendung, deshalb brachen wir unsere Zelte nach zwei Wochen ab und fuhren nach Algier, wo ich beim algerischen Verteidigungsminister vorstellig wurde und darum bat, uns so schnell wie möglich zur Weiterfahrt nach Syrien zu verhelfen. Er stellte uns umgehend ein Transportflugzeug der Armee zur Verfügung, und wir flogen über Bengasi nach Damaskus. Dort wurden wir von Abu Dschihad empfangen und gleich zum Abendessen eingeladen. Es gab arabisches Brot mit Tomaten, Oliven, Thymian, Falafel und Labneh – eine einfache Mahlzeit, aber das beste, das wir seit Ewigkeiten zu essen bekommen hatten.

Von Damaskus aus ging es nun aber keineswegs in ein ordentliches Ausbildungslager, sondern in eine kleine Ortschaft inmitten von Olivenhainen, Feldern und Gärten, wo uns das gleiche Programm wie in Bleda erwartete, also marschieren, Wände hochklettern und robben. In den beiden Wochen in Algerien hatte jeder von uns vielleicht zehn Schüsse abgegeben, und hier war an Schießen gar nicht zu denken, weil wir uns in einer Wohngegend unter syrischen Bauern befanden. Nach weiteren zwei Wochen, die wir uns im Grunde mit Leibesübungen vertrieben, beratschlagte ich mich mit Zuhair, einem guten Freund aus Darmstadt. Zuhair kannte sich in Damaskus aus, und ich bat ihn, Abu Dschihad aufzusuchen und zu fragen, ob wir unsere „Ausbildung“ beenden und aufbrechen könnten. Zuhair kam mit der Nachricht zurück, dass es am 28. Juli losgehen würde.

Am festgelegten Tag brachten Jeeps zehn Mann von unserer Gruppe nach El Hameh, das Ausbildungscamp für Fatah-Partisanen. Dort erwarteten uns Abu Dschihad und noch jemand, dessen persönliche Bekanntschaft ich im Jahr zuvor am Telefon gemacht hatte, Yassir Arafat. Viel gibt es über unsere erste Begegnung nicht zu sagen. Er trug an diesem Tag nicht seine berühmtes Tuch, sondern einen kakhifarbenen Kampfanzug und eine Militärkappe, zeigte sich gut gelaunt, sprach mich in seiner jovialen Art mit dem Namen an, war aber auch zu allen anderen sehr freundlich und umarmte jeden, nachdem er uns einige aufmunternde Worte mit auf den Weg gegeben hatte. Als er vor mir stand, sagte er, nachdem sich seine Umarmung gelöst hatte: „In Palästina sehen wir uns wieder.“

Als jeder seine Ausrüstung beisammen hatte, bekamen wir einen Ortskundigen als Führer zugeteilt und bestiegen einen Mannschaftswagen, der uns zur syrisch-jordanischen Grenze brachte. Dort wechselten wir das Fahrzeug und fuhren in einem Lkw der irakischen Armee weiter durch den Norden Jordaniens, bis wir unser Ziel erreichten, den Ort Karame auf der Höhe von Jericho. Ganz in der Nähe musste der Jordan fließen.

Das erste Malheur passierte, noch während wir vom Lkw absprangen. Mittlerweile war es tiefe Nacht geworden, es mochte gegen ein Uhr morgens sein, und als einer von uns in der Dunkelheit stolperte, löste sich ein Schuss aus seiner Waffe. Niemand wurde verletzt, aber im nächsten Moment hörten wir jemanden in unserer Nähe rufen: „Wer da?“ „Bei Gott, wir sind Brüder!“ antwortete unser Führer. Es war eine jordanische Patrouille. Hätte sie geschossen, wäre es mit uns aus gewesen.

Sie kamen näher – nette, junge Soldaten – und forderten uns auf, so schnell wie möglich jordanischen Boden zu verlassen. Wenn wir unbedingt ins Westjordanland wollten, sollten wir das bald erledigen. In der Finsternis war allerdings nicht daran zu denken, den Jordan zu durchqueren. Nicht, dass der Fluss zu dieser Jahreszeit tief oder reißennd gewesen wäre, aber wir hatten Leute dabei, die nicht schwimmen konnten, dazu das Gepäck und die Waffen, und waren deshalb erleichtert, dass die Jordanier uns schließlich eine Frist bis Tagesanbruch einräumten. Gottlob trug nicht ich die Verantwortung für dieses Unternehmen. Abu Dschihad hatte es ratsam gefunden, Zuhair mit der militärischen Führung dieser Aktion zu betrauen, weil der sich in unserem Operationsgebiet auskannte, und ich war mit dieser Entscheidung sofort einverstanden gewesen. Mir war im Westjordanland ja alles fremd.

Am Morgen machten sich Zuhair mit einem zweiten Mann auf den Weg in die nächste Ortschaft Karame, um ein Seil für die Jordandurchquerung und Säcke zum Verstauen der Waffen zu kaufen. Als sie nach zwei Stunden noch nicht zurück waren, wurden wir unruhig; schließlich widersprach es den Waffenstillstandsvereinbarungen, palästinensische Partisanen frei herumlaufen zu lassen. Wie sich herausstellte, waren die beiden von einem jordanischen Offizier aufgehalten worden, der uns aufgefordert hatte, unverzüglich aus Jordanien zu verschwinden. Also beschlossen wir, vormittags um elf, im hellsten Tageslicht, den Jordan zu durchqueren. Eine törichtere Entscheidung ist kaum vorstellbar, aber wir hatten keine Wahl. Wir konnten nur hoffen, dass der Siegesrausch die Israelis zur Unaufmerksamkeit verleiten würde.

Vorerst ging auch alles gut. Unser Führer watete voraus und befestigte das Seil am gegenüberliegenden Ufer, dann folgten wir übrigen. Ich stieg als letzter ins Wasser, um die Nichtschwimmer im Auge zu behalten. Gottlob war die Strömung gering, denn trotz des sommerlichen Niedrigwassers stand uns das trübe, grüne Jordanwasser an der tiefsten Stelle bis zur Brust. Als alle das andere Ufer erreicht hatten, löste der Führer das Seil und warf es in den Fluss.

Noch vier Wochen zuvor hätten wir uns jetzt auf jordanischem Gebiet befunden. Mittlerweile war auch dieser Teil Palästinas von Israel besetzt. Ohne einer Menschenseele zu begegnen, gelangten wir zu einem Orangenhain in den Außenbezirken von Jericho, wo wir unsere Waffen vergruben, um beweglicher zu sein. In der Nacht richtete ein israelisches Patrouillenfahrzeug seine Scheinwerfer genau auf uns; wir konnten uns nur auf den Boden pressen und hoffen, dass sie uns im hohen Gras zwischen den Orangenbäumen nicht entdeckten. Wir hatten Glück.

Am nächsten Morgen trieb Zuhair in Jericho Leute auf, die uns in drei Autos zu unserem Einsatzgebiet fuhren, Richtung Südwesten an Bethlehem vorbei bis in die Gegend von Hebron. Unser Auftrag war ziemlich allgemein gehalten, er lautete, Anschläge auf israelisches Militär zu verüben. Das jeweilige Ziel sollten wir mit unserer Führung in Damaskus abstimmen, aber es wäre gar nicht so leicht gewesen, mit Abu Dschihad oder Arafat Verbindung aufzunehmen, denn Telefone waren eine Seltenheit. Der Gegner, den es zu bekämpfen galt, war jedenfalls die allgegenwärtige israelische Armee, und die war leicht zu treffen. Ihre Patrouillen bewegten sich in Jeeps unbefangen über die Bergstraßen, wo sie zu langsamer Fahrt gezwungen waren und ein bequemes Ziel abgeben würden.

War es Unerfahrenheit, Arglosigkeit, Leichtsinn? Jedenfalls verteilten wir zehn uns jetzt erst einmal auf die Familien jener drei Kameraden, die aus Hebron und Umgebung kamen. Ich landete im Elternhaus von Zuhair, genoss die überströmende Gastfreundschaft einer Beduinenfamilie, und dann kamen sie von allen Seiten, das halbe Dorf, um uns willkommen zu heißen. Wie ein Lauffeuer hatte sich herumgesprochen, dass Zuhair zurückgekommen sei. Jetzt wusste also auch hier jeder Bescheid. Der nächste Fehler. Wahrscheinlich der entscheidende. Natürlich hätten wir ohne Umschweife in die Berge gehen müssen.

Nach drei schönen Tagen in der jeweiligen Familie fanden wir es an der Zeit, die Waffen zu holen. Unser Führer Hammad und ich sollten das übernehmen. Ein Taxifahrer, der Zuhairs Vertrauen genoss, brachte uns nach Jericho; den Rest des Wegs bis zum Orangenhain legten wir zu Fuß zurück. Wir gruben die Gewehre aus und verbrachten im Schutz des Orangenhains auch die Nacht. Als der Taxifahrer anderntags wie verabredet um die Mittagszeit kam, verstauten wir die Hälfte unsere Gewehre in seinem Kofferraum – mehr passten nicht hinein – und schickten ihn damit nach Hebron zu Zuhair. Am folgenden Tag sollte er zur gleichen Zeit wiederkommen, um uns beide und den Rest der Waffen mitzunehmen, doch am anderen Morgen wurde Hammad plötzlich nervös, wollte nicht mehr warten und schlug vor, dem Taxifahrer auf der Landstraße Richtung Jericho entgegenzugehen.

Wir waren noch keinen Kilometer gelaufen, als ein Kleinflugzeug am Himmel auftauchte und direkt über uns hinwegflog. Hammad beruhigte mich, das habe nichts zu

bedeuten. „Nur nicht weglaufen“, sagte er. Wir gingen weiter. Das Flugzeug kam zurück, flog noch einmal im Tiefflug über unsere Köpfe, und Minuten später hörten wir Motorengeräusch, von weit her, aber in der Stille deutlich vernehmbar. Es war ein voluminöses Brummen wie von einer Lkw-Kolonnen. Kurz darauf erschienen sie über einer Hügelkuppe; wir sahen Jeeps und Militärlaster in einer langen Reihe auf uns zu kommen, sicherlich ein Dutzend Fahrzeuge, und damit fand unser Kampfeinsatz ein Ende, noch bevor wir dazu gekommen waren, den ersten Schuss abzugeben (wenn man den nicht rechnet, der sich beim Aussteigen versehentlich gelöst hatte).

Im Gefängnis von Jericho wurde uns klar, dass die Israelis an diesem Tag, dem 5. August, die ganze Gegend durchkämmten und jeden Zivilisten einkassierten, der sich auf der Straße zeigte. In unserer Gefängniszelle saßen wir mit mindestens 30 anderen. Noch glaubte ich allerdings, nichts zu befürchten zu haben. Zweifellos befanden wir uns in einer ungemütlichen Lage, schon wegen der Enge, der Hitze, des Drecks, des Gestanks in der Zelle, aber Sorgen machte ich mir keine – was konnten sie uns schon nachweisen? Irgendwann riefen sie Hammad heraus. Später verlangte ich, zu einem Arzt gebracht zu werden, weil ich seit der ersten Nacht im Freien Schwierigkeiten mit dem Wasserlassen hatte. Es war ein altes Gefängnis der Engländer, die Zellen gingen alle von einem Innenhof ab und hatten Gittertüren aus Eisenstäben. Auf dem Rückweg vom Arzt entdeckte ich hinter einer dieser Türen Hammad. Vielleicht wusste er inzwischen mehr. Ich blieb kurz bei ihm stehen. „Sie haben alle verhaftet“, murmelte er. „Sie haben auch die Waffen gefunden. Wir sind verraten worden.“ In diesem Augenblick befiel mich wie eine plötzliche Übelkeit die Angst.

Am späten Nachmittag holten sie mich aus meiner Zelle und führten mich in einen anderen, größeren Innenhof. Er war voller Soldaten, die jetzt alle gleichzeitig ihre Gewehre auf mich anlegten. In ihrer Mitte saß ein Offizier auf einer Apfelsinenkiste. Meine Wächter dirigierten mich dorthin, und als ich vor ihm stand, wandte er sich in einem polnisch gefärbten Deutsch an mich: „Siehst du das hier?“ Er machte eine Handbewegung, als wollte er mir seine Kompanie vorstellen. „Ein Fluchtversuch, und du bist tot.“ An nichts dachte ich in diesem Augenblick weniger. Dann bemerkte ich, wie Zuhair neben mich trat; auch ihm war das Entsetzen ins Gesicht geschrieben. Im nächsten Moment fesselten uns Soldaten mit Handschellen aneinander und führten uns ab, und nach zwei Stunden bangen Wartens wurden wir bei Einbruch der Nacht in einen Jeep gesetzt.

Die Fahrt dauerte ewig. Die Ungewissheit über ihr Ziel und die Befürchtung, dass sie ein schlimmes Ende nehmen werde, können aus einer kurzen Reise eine sehr lange machen. Als wir schließlich im Gefängnis von Hebron ankamen, rechnete ich damit, zusammengeschlagen zu werden, aber nichts dergleichen geschah. Zuhair und ich wurden in eine Zelle gesperrt, und in derselben Nacht noch wurde ich zum Verhör geführt.



Der Geheimdienstmann, dem ich für die nächsten Stunden gegenüber saß, hatte nichts von einem brutalen Verhörspezialisten an sich. Es war ein seriöser, älterer Herr, eine durchaus vertrauenerweckende Erscheinung, man konnte es nicht anders sagen. Er sprach reinstes palästinensisches Arabisch, und er eröffnete das Verhör mit einem Überraschungsangriff. „Was ist bloß aus dir geworden?“, begann er, beinahe väterlich besorgt. „Wieso longerst du hier herum und spielst den Wegelagerer? Hat dich dein Vater nicht nach Deutschland geschickt, damit du Medizin studierst? Stattdessen tauchst du hier mit einer Waffe auf. Was willst du mit dieser Waffe? Wozu, glaubst du, kann dir ein Gewehr nützen?“ Er fragte mich nach meinem Auftrag. Ich tischte ihm die Geschichte vom besorgten Sohn auf, der seine Eltern besuchen will, und spürte, wie mir der Mund trocken wurde.

So trocken, dass ich kaum ein Wort mehr herausbrachte. Ob ich ein Glas Wasser haben könne, fragte ich ihn. „Wasser? Warum?“, wollte er wissen. Ich sagte es ihm. „Weißt du, warum einem der Mund austrocknet?“, hakte er nach. „Weil man Angst hat“, sagte ich. „Nein, weil man lügt.“ Gut, ich erhielt mein Glas Wasser, und dann legte er los. Er schien alles über mich zu wissen. Er überrumpelte mich mit immer neuen und durchaus zutreffenden Einzelheiten aus meinem Leben in Frankfurt; selbst meine Frühstücksgewohnheiten behauptete er zu kennen. In dieser Hinsicht kann man sich auf die Israelis wirklich verlassen – alles, was sie anfassen, ist von langer Hand vorbereitet und perfekt geplant. Trotzdem machte er einen Fehler. Er ließ einfließen, dass ich ein guter und fleißiger Student sei, und da verstand ich: Hundertprozentig zuverlässig waren auch seine Informationen nicht.

Ich überlegte. Sie hatten uns alle verhaftet. Sie hatten unsere Waffe gefunden. Eigentlich gab es keinen Grund mehr, irgendetwas abzustreiten. Warum bekannte ich mich nicht zu unseren Absichten? Was hinderte mich noch, ihm die Wahrheit zu sagen? Ich fasste mir ein Herz. „Wir sind gekommen, um gegen Israel zu kämpfen“, sagte ich – und das Erstaunliche geschah: Er ließ sich auf eine Diskussion mit mir ein, eine Debatte über Sinn und Unsinn des palästinensischen Widerstands. Und während er sich alle Mühe gab, mich von der Aussichtslosigkeit unseres Kampfs zu überzeugen, vertrat ich meinen Standpunkt, ließ mich nicht einschüchtern, gab nicht nach und fand mit der Zeit tatsächlich zu immer größerer Selbstsicherheit zurück. Ich gewann sogar den Eindruck, dass er mich ernst nahm. Ernster als zu Beginn des Verhörs.

Als ich zurückkam, war Zuhair nicht allein in der Zelle. Sie hatten Adnan gebracht, den Pechvogel, aus dessen Waffe sich in der ersten Nacht der Schuss gelöst hatte. Er sah übel zugerichtet aus. Adnan war als erster verhaftet und zusammengeschlagen worden. Ich berichtete vom Verlauf meines Verhörs und verschwieg auch nicht, dass ich mich zu unseren Absichten und Zielen bekannt hatte. Anderntags wurde Said, ein weiterer aus unserer Gruppe, in unsere Zelle gesteckt, und gemeinsam legten wir die Strategie fest, die wir bei

allen künftigen Verhören verfolgen wollten, nämlich die Grundideen von al Fatah konsequent zu vertreten und nach jedem Verhör die anderen über alles zu unterrichten, was zur Sprache gekommen worden war. So hielten wir es von nun an – und diskutierten hinterher auf der Zelle stundenlang, wie unsere Strategie noch zu verbessern wäre. Die gute, alte Frankfurter Schule ...

Jedesmal war ihre erste Frage: Warum seid ihr gekommen? Und jedesmal war unsere letzte Frage: Warum seid *ihr* gekommen? Und in den nächsten Wochen wurden wir immer gelassener, selbstsicherer, sodass uns die Frage, was sie mit uns vorhatten, kaum noch beunruhigte. Aber auch die Israelis änderten ihr Verhalten und behandelten uns mit wachsendem Respekt. Gewiss, als Partisanen hatten wir kläglich versagt, dennoch dürften sie Gefangene wie uns noch nie erlebt haben: palästinensische Studenten aus Europa, aus Deutschland, die ein gutes Leben hinter sich gelassen und allerhand auf sich genommen hatten, um ihren Beitrag zur Befreiung Palästinas zu leisten, die ihrer Sache sicher und obendrein diskussionserprobt waren, abgehärtet durch lange Frankfurter Nächte. Sie begannen, sich ernsthaft für uns zu interessieren, und wechselten die Taktik. Mit einem Mal saß uns bei den Verhören kein Offizier mehr gegenüber, sondern ein Historiker, ein Professor für arabische Geschichte, ein Professor für die Geschichte des Judentums, ein Psychologe, ein Militärexperte, also Fachleute, die zwar alle für den Geheimdienst arbeiteten, aber statt uns auszufragen Vorträge hielten, Vorträge über die Hintergründe und Auswirkungen des Nahostkonflikts. Wir hatten sie dazu gebracht, uns beinahe wie Ihresgleichen behandeln. Nach zwei Monaten wurden wir ein weiteres Mal verlegt, von Hebron ins Gefängnis von Bethlehem, und hier gingen sie wieder anders und noch raffinierter vor.

Bei dem täglichen Prozedere, das nun in keiner Weise mehr an ein normales Verhör erinnerte, saßen Zuhair, Adnan, Said und ich gemeinsam an dem einen Ende eines langen Tisches, während am anderen nun gewöhnliche israelische Bürger Platz nahmen, mal fünf, mal acht im Laufe eines Tages, und in Gegenwart von zwei Offizieren ihre Lebensgeschichten erzählten. Da traten Juden aus Polen, aus Griechenland, aus Marokko, aus Russland, aus dem Jemen auf, jeder mit seinen ganz persönlichen Gründen, die alte Heimat zu verlassen und nach Israel auszuwandern, und so schälten sich aus der anonymen Masse unserer Feinde und Unterdrücker nach und nach einzelne Gestalten mit individuellen Lebensschicksalen heraus. Vielleicht spekulierten unsere Bewacher darauf, dass wir diesen Menschen unser Mitgefühl nicht versagen könnten – worum es aber eigentlich ging, war Folgendes: Aus den Erzählungen der Israelis entspannen sich Unterhaltungen, in deren Verlauf wir unsererseits die eigenen Lebensgeschichten preisgaben. Nach einer Weile sprach ich tatsächlich über alles, was mir je etwas bedeutet hatte, meine Familie, meinen

Vater, meine Erlebnisse und meine Beweggründe, und Adnan, Zuhair und Said ging es nicht anders.

Und dann saß eines Tages mein Vater am anderen Ende des langen Tisches. Er hatte in Jerusalem in der Al Aqsa-Moschee gebetet und die Genehmigung erhalten, mich im Gefängnis zu besuchen. „Dein Sohn Abdallah fürchtet dich mehr als uns“, sagte der anwesende israelische Offizier auf Arabisch zu ihm. In dieser Stunde hatte ich allerdings eher Angst *um* ihn als *vor* ihm, denn mein Vater wirkte müde, verstört. Das war nicht der stolze, unnahbare Mann, den ich kannte, fürchtete und liebte, und er klang niedergeschlagen, als er das Wort an mich richtete. „Mein Sohn“, sagte er, „ich habe dich nach Deutschland geschickt, damit du in einem weißen Kittel nach Hause zurückkehrst, und jetzt bist du mit einem Gewehr zurückgekommen. Was soll aus dir werden?“ Ich ertrug diese Traurigkeit in seiner Stimme, ich ertrug auch diesen Anblick nicht. Er, den ich immer noch wie einen halben Gott verehrte, war kurz davor, aus Sorge um mich Schwäche zu zeigen; das musste ich verhindern. „Du hast uns gelehrt, die Heimat zu lieben“, antwortete ich ihm. „Du hast selbst gekämpft und trägst die Spuren dieses Kampfes noch an dir. Ich tue jetzt nichts anderes, als was du an meiner Stelle getan hättest.“ Und während ich sprach, verwandelte er sich. Er richtete sich auf, er lächelte sogar, er nahm die altvertraute Haltung wieder an, und plötzlich schien es mir, als würde ich ihm Respekt abnötigen. Sein Blick sagte mir jedenfalls, dass ich in seiner Achtung gestiegen war. Womöglich war er stolz auf mich. Zum ersten Mal im Leben...

Viel hatte er mir nicht zu sagen, aber er versprach, nichts unversucht zu lassen, um uns herauszuholen. Ich war überglücklich, ihn beim Abschied wieder so zu erleben, wie ich ihn in Erinnerung hatte, und als ich ihm die Hand küssen wollte, zog er mich zu sich heran und flüsterte mir ins Ohr: „Gut so. Bleib stark.“ Dann drehte er sich um und verließ den Raum.

Die Verhöre gingen in der beschriebenen Form weiter. Im Grunde liefen sie auf ein zähes Ringen um unsere Seelen hinaus. Jeder gewöhnliche Israeli, den sie uns präsentierten, war als ein Argument für den Staat Israel gemeint, für die Dinge, wie sie nun einmal lagen. Mit anderen Worten: Sie wollten uns weichkochen, und der Widerstandskampf, zu dem wir aufgebrochen waren, spielte sich in diesen Monaten in unserer eigenen Brust ab. Bis dahin war ich Juden ja nur in Gestalt von Besatzungssoldaten begegnet, während des Suezkriegs in Gaza. Damals war es nicht zum Gespräch gekommen, und in Deutschland wusste man einfach nicht, ob jemand Jude war, dort gaben sie sich nicht zu erkennen. Hier im Gefängnis machte ich also eine ganz neue Erfahrung: Ich lernte Juden als Menschen kennen und im Licht persönlicher Schicksale zu sehen. Damals erhielt ich den ersten Anstoß, meine Einstellung den einzelnen Juden gegenüber zu überdenken.

Aber auch für den Augenblick war der Ertrag dieses Verfahrens größer als der gewöhnlicher Verhöre, und zwar für beide Seiten. Die Rechnung der Israelis ging insoweit auf, als sie auf diese Art tatsächlich tiefe Einblicke in die Mentalität und Denkweise jener erhielten, die sie als ihre Feinde betrachteten. Doch auch wir nutzten unsere Chance, indem wir die Sache Palästinas – nun, wahrscheinlich nicht überzeugend, aber immerhin unerschrocken vertraten, nicht weniger beredt als auf einer Podiumsdiskussion in Deutschland. Es hat Kraft gekostet, sich nicht auf ihre Sicht der Dinge einzulassen, aber wir haben diese Kraft aufgebracht.

Waren sie nach vier Monaten zu dem Schluss gelangt, aus uns klug geworden zu sein? Jedenfalls drohten sie an, uns zu erschießen, sollten wir ihnen noch einmal in die Hände fallen – und ließen uns Anfang November frei. Mir überreichten sie zum Abschied sogar das Fläschchen Eau de Toilette der Marke Tabac, das sie in dem Sack gefunden hatten, in dem ich mein Gewehr und meine Munition verstaut hatte. Einer, der mit seinem Eau de Toilette in den Kampf zieht? Vielleicht schätzten sie ja auch die Bedrohung, die von einem solchen Partisanen ausgeht, nicht besonders hoch ein.